Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

30 (29.7.1934) Rasse und Volk

Visual Library

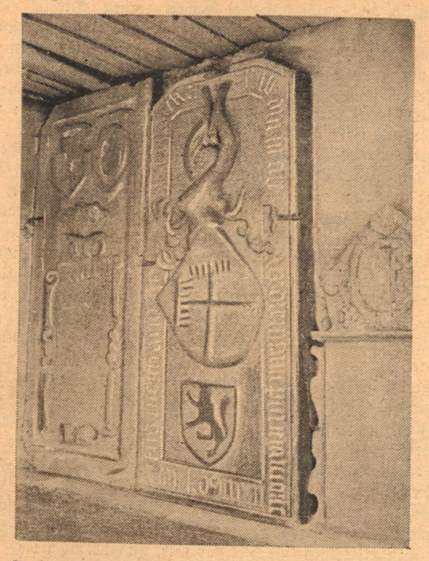
Hans-Gerhart Oestering:

Wolfartsweier

Aus der Geschichte des Dorfes.

I.

In einer Wiese zwischen der Landstraße von Durlach nach Ettlingen und dem Scheidgraben, dessen grünes Algen- und Salamanderwasser sich einst so träumerisch durch den Durlacher Wald schob, steht ein Grenzstein. Seine vier Seiten tragen barock geschwungene Wappen. Nach Norden schaut ein dickes lateinisches D, darüber steht GD: Gemarkung Durlach. Nach Sonnenuntergang zeigen die stark verwitterten Kämmererschlüssel auf Rüppurer Wald und Wiesen. Nach Süden trägt ein herrlich erhaltenes Wappen unter der Zahl 1570 das Ettlinger Ortssiegel: im rechten Feld das Erkertürmchen mit den drei Zinnen, im linken seit 1227 den badischen Schrägbalken. Und ostwärts deutet die Wolfs-



Grabstein des Ritters Ludovicus Pleikart von Waldeck in Wolfartsweier

angel mit der Jahreszahl 1792 nach Wolfartsweier, das sich lieblich in die Talmulde des Wetterbaches schmiegt, der in den Maiblümleswald sein tiefes Bett gegraben hat. Zaghaft erhebt über das Dorf ein altes Kirchlein sein kurzes, stumpfes Dach.

Im März des Jahres 1686 standen an diesem Grenzstein der Schultheiß von Wolfartsweier und einige Bürger, die einen Gemarkungsumgang zu machen hatten, und verzeichneten in ihrem Schreiben an den Markgrafen, der Stein sei vorhanden, er trüge die vier Wappen, sei aber oben beschädigt. (Man hat ihn später, vielleicht 1792, erneuert, wofür auch spricht, daß ein D statt des badisch-durlachischen Wappens angebracht ist.) Die Herren gingen in südlicher Richtung am Scheidgraben entlang weiter bis zum „obersten rippurer Seeteich", aus dem der Scheidgraben sein Wasser bezog. (Es gab bis ins 18. Jahrhundert zwischen Rüppur und Ettlingen zwei große Seen, die Hagenich, Entensee oder einfach Rüppurer Seen genannt wurden. Heute heißt südlich vom Neuen Viertel noch ein Gewann „Hagenich".) Dann setzte des Schultheißen Gefolge seine Arbeit fort und prüfte die Grenzsteine an der Gemarkung Ettlingen, Grünwettersbach, Durlach, Au und kehrte nach Stunden wieder an den Ausgangspunkt zurück.

Der Endung -weier nach zu schließen, ist das Dorf alter Herkunft.

Dörfer und Städte mit dieser Bildungsform wurden in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung gegründet. Weier — eigentlich Weiler — kommt vom lateinischen villarium, später wilare; es kommt in den Handschriften meist in der mittelhochdeutschen Form wiler vor, bedeutet „größerer Hof", „Weiler", und wechselt oft mit -weiher, -weil, -wil. Im französischen entspricht ihm villers (Bauvillers). Ortsnamen dieser Art finden wir besonders im Süden und Südwesten Deutschlands. Otterswеier, Pfaffenweiler, Rottweil und Rapperschwyl in der Schweiz gehören zum Beispiel hierher. Da es aber viele Weiler gab, unterschied man sie, indem man den Namen des Besitzers davorsetzte. So ist also Wolfartsweier der „Hof des Wolfhart". Doch in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert erscheint das Dorf unter dem Namen Wolvoldeswilere; erst im 14. und 15. Jahrhundert wird über Wolvorswilre, Wolffartzwilre, Wolfhartswyer gebildet, so daß der Name ursprünglich bedeutete: Weiler des Wolvold, weshalb wir annehmen dürfen daß im 14. Jahrhundert das Dorf seinen Besitzer wechselte. Wolvorswilre ist wohl Mischform beider Namen.

Ueber die Geschichte des Dorfes ist wenig zu sagen. Einen eigenen Adel, wie etwa der Nachbarort Rüppur, besaß es nicht. Im 15. Jahrhundert kam es in den Besitz der Markgrafen von Baden: 1416 verhandelte der Vogt zu Kaisersberg, Heinrich von Gertringen, mit dem Markgrafen Bernhard I. und kaufte Ende des gleichen Jahres einen Teil von Wolfartsweier. Doch 1439 verkaufte er an den Sohn Bernhards, Jakob I. wieder seinen Besitz. Aus fast der selben Zeit (1422) ist uns ein „Kauffbriev von einem Sechstentheil an dem Dorf Wolfartsweyer" erhalten. Er beginnt: „Hanns von Tizingen genandt Edelmann verkauft Marggrav Bernhardten sein theil an dem Dorf Wolffartsweyer. Das ist ein Sechstheil mit Vogteien, steuren, Zinßen, Renten umb Vierzig Rheinischer Gulden, so bezahlt, Bestettigt . ." usw. und endet mit: „actum den nächsten Mittwoch nach Ulrici (4. Juli) anno 1422". Ein weiterer Kaufbrief ist datiert „Dienstag nach S. Margrethentag (20. Juli) anno 1426". In ihm wird bestätigt, daß Agneß, die Frau Friz Heckbachs aus Flehingen, und ihr Sohn Hans Greck von Kochendorf ihren Anteil an Wolfartsweier „mit allen Rechten und nuzen umb Vier und Vierzig Rheinl. Gulten" an Bernhard I. verkauften.

Doch scheint das Dörflein noch einen andern Herrn um diese Zeit besessen zu haben, von dem wir mehr wissen als vom Vogt zu Kaisersberg und der Agneß Heckbach zu Flehingen: Ritter Ludowicus Pleikart von Waldeck. Er starb drei Tage vor Maria Lichtmeß 1419. Sein Grabstein ist an der Kirche zu Wolfartsweier angebracht, ein hoher Sandstein, der unter einem Helm — mit zwei Hörnern als Helmzier — das Wappen trägt: zwei im rechten Winkel gekreuzte Rechen. Darunter befindet sich ein kleineres Wappen mit dem aufsteigenden Löwen: Das der Grafen von Calw. J. Nacher schreibt, daß die Ritter von Waldeck im Mittelalter im Lehensverhältnis zu ihnen standen. Auf den Rand des Steines ist mit kaum entzifferbaren, gotischen Buchstaben das Todesjahr 1419, der Tag „Biem ante purificatione marie" und der Name „pleici armiger (Ritter) de Waldeck" eingemeißelt. Die Trümmer der Stammburg der Herren von Waldeck liegen oberhalb Teinachs im Nagoldtal. In einem Brief an den Herrn von Fleckenstein nennt Conrad Truchseß von Waldeck 1373 den Markgrafen von Baden seinen Lehensherrn. 1451 bestätigen die Brüder Wilhelm und Heinrich Truchseß de Waldeck, daß sie von ihrem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, dem Markgrafen Jakob ein Lehen des Vaters und das Lehen ihres verstorbenen Bruders Tristram, ein Viertel des Schlosses Waldeck mit Rechten erhalten haben.

(Fortsetzung folgt)

Rasse und Volk

Folge 30 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 29. Juli 1934

Adolf v. Grolmann:

„Berufung und Aufgaben des Schriftstellers"

Wir geben hier die am 18. Juli in der Gründungsversammlung des N.S. in der Badischen Musikhochschule gehaltene Rede im Wortlaut wieder, ohne uns im einzelnen restlos damit identifizieren zu wollen.
Die Schriftleitung.

In seinem „Wanderer zwischen beiden Welten" erzählt Walter Flex, daß bei einem Truppentransport im Kriege Einer einmal halbironisch aufmurrte: „Leutnantsdienst tun, heißt: seinen Leuten vorsterben", — und daß diesem blitzschnell aus echtem Wandervogelgeist die helle Erwiderung wird: „Leutnantsdienst tun heißt, seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon!" Vorleben also! — Das war 1915.

Auf dem lautlosen, aber fürchterlich blutigen Schlachtfeld des Geistigen steht der echte Schriftsteller vornen dran. Vorbei sind jene gemütlichen Zeiten, wo um 1902 herum, Thomas Mann einmal die Bemerkung machen konnte, daß ein „Schriftsteller ein Mann ist, dem das Schreiben schwerer fällt, als allen andern Leuten. Jetzt hat der echte Schriftsteller Aufgaben, die jeder andere eben nicht erfüllen kann. Das sind Besonderheiten, die zum Teil in allerpersönlichster Art beruhen, und zum andern Teil in Gegebenheiten des Volksganzen. Dort also hat der Schriftsteller, insofern er einer ist, auf dem geistigen Schlachtfeld seinen Leuten vorzuleben! Wie das?

Zunächst gehört dazu Berufung: Nicht jeder, der da schreibt, ist ein Schriftsteller! Ganz gewiß nicht. Der echte Dichter und Schriftsteller ist gerade so selten, wie der große Musiker, der große Bildhauer, der große Architekt. Das wird im Alltag nur allzu oft verwechselt, weil schließlich das Schreiben jeder in der Schule gelernt hat, und meint, nun könne er es. Die Berufung des echten Schriftstellers aber liegt in seiner Aussage. Das darf nicht damit verwechselt werden, was jeder beliebige Scribler drucken läßt. Und Aussage hat nichts mit jener Fixigkeit zu tun, mit der viele „publizieren".

Der Schriftsteller hat auch nichts mit dem echten und guten Journalisten zu tun; der Journalist hilft mit an der Gestaltung der Tagesmeinung, und das ist sehr wichtig. Der echte Schriftsteller aber wirkt nur sehr indirekt für den Tag: denn er arbeitet auf längere Sicht an der Formung des Charakters und damit an der Gestaltung der persönlichen Tüchtigkeit der Leute. Und das ist zweierlei! und das ist auch der Grund, warum, anders als der Journalist, der Schriftsteller in nächster Nachbarschaft zu Dichtung und Philosophie arbeitet und wirkt, meist auf der Grenze zwischen diesen beiden stehend, und daher ganz besonders mit schweren und folgenreichen Aufgaben bedacht.

Denn die Berufung des Schriftstellers ist in dem Augenblick erfolgt, wo er sich dieser „Wanderung zwischen beiden Welten" bewußt wurde, d. h. wo ihm klar ward, daß er nicht Journalist ist, und ferner, daß er auf geistigen Grenzgebieten und für den Charakter und dessen Festigung wirkt. Solches Dienen am Wort ist dann das vorleben!

Dieses Leben ist hart; bisher wurde der Schriftsteller vom Publikum in seiner Arbeit und Bedeutung nicht erkannt. Er hatte auch normalerweise kein „Amt", kein geteiltlich Monatsgehalt, Sold, Urlaub, Altersversorgung u. a. m. Sondern die „Berufung" ist Schicksal zu Gunsten der Andern, und dieses Schicksal muß von ihm — Dienst — getragen werden: „Gottes Will kennt kein warum?'. —

Und somit war es keine Lust für den echten Schriftsteller, daß er mehr weiß, als die andern und als er diesen sagen kann und darf, sondern dies ist eine Krone des Leidens und der Erfahrung. So stand der echte Schriftsteller mitten in seinem Volk, dem er in mühsamen Tagen und schlaflosen Nächten ungedankt, ja verspottet, diente, und ließ sich aber nicht beirren. Er bringt seine Opfer um so inbrünstiger, je weniger man davon spricht. Denn der echte Schriftsteller ist ein Teil des guten Gewissens der Nation.

Die Aufgaben des echten Schriftstellers zu umreißen, ist nach dem Gesagten, je nach dem, wie man es nimmt, leicht oder schwer. Jedenfalls ist der Aufgabenkreis sehr groß, und das Menschenleben, das sich um diesen Aufgabenkreis müht, ist dieses Kreises Radius, nicht sein Umfang.

Das Wichtigste zuerst: Der Thyrsosträger sind viele, der Gottbegeisterten wenig. Das sagte schon Platon, und es wäre eine heillose Verkennung der Tatsachen, wollte man annehmen, daß sich daran heute auch nur das allergeringste geändert hätte. Es gilt also, die Thyrsosträger, d. h. die Unechten, zu erkennen mittels schöpferischer Kritik, d. h. Kampf gegen Talmi und Simili, in diesem Falle gegen die Blosintellektuellen einerseits, und gegen die intriganten Konjunkturschreiber andererseits. An den Türmen des Schrifttums hängen gefährlich viele Wetterfahnen!

Alsdann: Praktisch bewähren die harte Wirklichkeit, daß je größer Einsamkeit, je größer Erleben und Ausdruck des Erlebens. Dem Volksganzen kann nicht jener Schriftsteller dienen, der wie ein Hansdampf in allen Gassen betriebsam und zum eigenen Nutzen dabei ist, und in jedem Reigen mittanzt; es ist Charakterbildung, sich etwas versagen zu können, und Charakterbildung bei sich und den anderen ist Sinn und Aufgabe des echten Schriftstellers. Sie ist nur möglich, wenn die Gefühlchen verschwinden, und die Einsicht immer unbeirrbarer wird.

Da aber die Jugend die Hoffnung und Zukunft des Staates ist, und da ihr das Erbe übergeben wird, Tradition, soll das Erbe weiterleben, so ist diese Uebergabe die praktische Forderung an den echten Schriftsteller. Sein erlebtes Wissen und seine vertiefte Einsicht, seine größere Erlebensfähigkeit berechtigen und verpflichten ihn, mit der Jugend im engsten Zusammenhang zu leben. Täte er das nicht, so wüßte er nicht, um was es sich für die Zukunft handelt und er wäre tot bei lebendigem Leibe. Daher des echten Schriftstellers Wesen Mut ist, Mut zu sprechen, Mut aber auch, zu schweigen. Bei der Erziehung der Jugend steht er in erster Linie, vielleicht gar nicht besonders sichtbar, dafür aber wie ein guter Geist immer anwesend.

Immer aber schwatzen um den echten Schriftsteller zwei Versucher: der eine ist die Lüge, die ihn gerne zum Falschmünzer machen möchte, und das andere ist der Profit, besonders der moralisch getarnte: denn wenn die Nachtigall singen soll, dann muß sie auch fressen, und die literarische Industrie fand Mittel und Wege, um den Schriftsteller zu korrumpieren, da der Staat keinen materiellen Dank für seinen wichtigsten und treuesten Diener fand. Wie viele wurden im Laufe der Zeit käuflich? Die Versucher der Lüge und des Profits sind geschickt. Sie nützen alle Zeitläufte

und sind immer und wenig. Wer ist unter uns, der immer und je sie ganz und gar und rechtzeitig erkannt hätte?

Man muß auch mißtrauisch sein gegen jähen Enthusiasmus, gegen heftige Inspiration, gegen selbstgeschaffene und künstliche Schein-Begeisterung; denn der Pegasus geht meist im Schritt, niemals aber rennt er im Dauergalopp. So muß der echte Schriftsteller gegen sich ebenso mißtrauisch sein, wie gegen seine Umwelt: das ist sein Leid, daß er sich kreuzigen muß, selber, an die Balken der Zucht und der Selbstkritik. Tut er das nicht, so ist er ein Heuchler, und die ihn loben, sind Betrogene. Hinter all diesem aber steckt viel Herzeleid.

Adalbert Stifter sagt es einmal schön: „Der Schriftsteller ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder, er kann ihnen ein Priester und Dolmetscher des Höchsten werden, wenn er in ihre Seelen als Dichter das Ideal des Schönen bringt, wenn er sie auf seinen Flügeln emporträgt, und, wenn sie auch wieder zurücksinken mögen, sie doch nicht mehr auf die frühere Stufe zurücksinken läßt, sondern sie hält und bei nächstem Anlaß sie wieder hebt". —

Jedermann wird nun begreifen, mit wie großem Recht Walter Flex' Worte eingangs genannt wurden, . . um sie zu wiederholen, „ . . . seinen Leuten vorleben, das vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon".

Es wird so viel von Jugend, Leben, u.a.m. gesprochen und fast könnte es scheinen, als sei die Erwähnung des Sterbens unzeitgemäß. Das ist ein Irrtum: Wir sind alle und allezeit solche, die sterben werden, und niemand weiß dies mehr, als der junge Mensch; darüber mögen sich die Aelteren, die schon bange geworden sind vor dem Dasein, nicht täuschen. Je „älter" einer wird, desto zäher klebt er an dem, was er einst als „Leben" zu verstehen glaubte.

Berufung und Aufgaben des echten Schriftstellers wissen um dieses Sterben, welches etwas anders ist, als der „Tod". Wie es im Johannesevangelium heißt, daß das Weizenkorn in die Erde fallen und sterben muß, wenn es viel Frucht bringen soll, — also auch der große Dienst des echten Schriftstellers am Volk im Ganzen und Einzelnen: „Vorzuleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon". —

Willy Brandl:

Goethes „Suleika"

„Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß belspiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten"

hatte es den alternden Goethe hingezogen, als er nach der freigewordenen Heimat als ein „wiedergeborener freyer Reichsbürger" kam. Wie er damals, nach der Weimarer Enge, ein neues Verhältnis zur Heimat, zur deutschen Kunst bekam, das haben wir neulich erzählt. „Der erste Blick in jene vaterländische Gegend, nach so langer Abwesenheit, eröffnete mir eine freiere Laufbahn, denn ich fand eine nach so langem Druck wieder sich gegebene Stadtfamilie, um nicht Volk zu sagen".

Kaum war er nach der Kur in Wiesbaden wieder in seiner Vaterstadt eingetroffen, suchte er den Geheimrat von Willemer auf, einen alten Bekannten, der ihm „sein früheres Zutrauen auf jede Weise im hohen Grade abermals betätiget". Bei seinem zweiten Besuch auf dessen Landgut, der Gerbermühle, traf er auch seine junge Frau Marianne. Heute noch ist die Gerbermühle, am Ufer des Mains, halbwegs gegen Offenbach gelegen, ziemlich unversehrt erhalten, wenn auch der Zauber der Mailandschaft infolge der neuen Uferkorrektionen verschwunden ist, heut noch führt eine Reihe mächtiger alter Bäume die Frankfurter zu einem Sonntagsnachmittagsspaziergang dort hinaus und heute noch atmen in ihren engen Räumen, wo manche Erinnerung an große Vergangenheit aufbewahrt ist, den Hauch einer großen Zeit. Die junge fesselnde Frau, die dem Dichter hier entgegentrat, war erst seit ein paar Tagen die Herrin des Hauses. Dreißigjährig war sie die Gattin Willemers geworden, nachdem er sie, die als Sängerin und Tänzerin an das Frankfurter Theater gekommen war, in sein Haus aufgenommen hatte und ihr eine ausgezeichnete Erziehung hatte angedeihen lassen. Der Eindruck Goethes auf die junge Frau war gewaltig. „Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich", so schrieb damals ihre Stiefschwester Rosine Städel, und das wird auch der Eindruck Mariannes gewesen sein, „Erst den Mann gesehen, den ich mir als schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüt gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Er ist gewiß eine einzige Natur." Man feierte zusammen den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig. Auf allen Höhen rings um Frankfurt loderten Freudenfeuer. Goethe besah sie von einem kleinen Türmchen aus, das in Willemers Weingarten auf dem Mühlberg stand. Heute pilgert noch hie und da ein Goethefreund in die schlichten, gut erhaltenen Räume, sonst steht es vereinsamt oben auf der Höhe, einen köstlichen Rundblick gewährend. Dies war der Höhepunkt der Reise von 1814! Das Bild Mariannes begleitete den Dichter bis nach Weimar und ist dort lebendig geblieben. Die verehrungsvolle Teilnahme, die sie seiner Dichtung entgegenbrachte — übrigens auch Beethovenscher Musik — die seltene Vereinigung von körperlichen, geistigen und seelischen Vorzügen hatte auf ihn größten Eindruck gemacht. Die Erinnerung daran hat Goethe wohl bewogen, im nächsten Jahr wieder in den liebgewordenen Kreis zurückzukehren. Noch vor der Abreise aus Weimar dichtet er kurze Verse zum „Westöstlichen Diwan"; zum ersten Male taucht der Name „Suleika" auf:

„Da du nun Suleika heißest,
Sollt' ich auch benamset sein.
Wenn du den Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name sein."

„Geniale Naturen", hat lange Jahre später Goethe zu Eckermann gesagt, „erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind". Er selbst hat diesen Begriff, den er auch als „temporäre Verjüngung" bezeichnete, geprägt mit ausdrücklicher Beziehung auf die „glückliche Zeit nach dem Befreiungskriege, als ihn die Gedichte des Diwan in der Gewalt hatten". Es war eine vollständige Wiedergeburt seines Wesens, die ihn bei der zweiten Reise in die Heimat überfiel. Wieder kehrte er in der Gerbermühle ein, und der alternde Mann, der jahrelang von seiner eigenen Vergangenheit nichts hatte wissen wollen, der sich selbst historisch geworden war in der Abgeschlossenheit des Weimarer Daseins, vertraute Sulpice Boisserée, dem verständnisvollen jugendlichen Begleiter dieser Tage, an, wie ihn die Gerbermühle an längst vergessene „alte Schatten" erinnere; war er doch an ihr vorbei oft genug in nächtlicher Stunde oft genug nach Offenbach geeilt zu Lili Schönemann. Aber heute dünkte ihm die Gegenwart reizvoller! Boisserée hat uns in seinem Tagebuch lebendig von jenen köstlichen Spätsommertagen erzählt, besonders von der Feier, die zum 66. Geburtstag des Dichters veranstaltet würde: „Das große Gartenhaus war ganz mit Schilf ausgeziert, wie Palmbäume zwischen den Fenstern gebunden, oben überhängend. An der hinteren Wand, wo der Alte saß, war ein großer Spitzschild von Laubkränzen angebracht, darinnen ein runder Kranz von Blumen, nach der Farbentheorie geordnet. Hier brachten ihm die Frauen des Hauses zwei Körbe, den einen voll der schönsten Früchte, den anderen mit den prächtigsten, meist ausländischen Blumen. Auf den Körben lag ein Turban vom feinsten indischen Muslin, mit einer Lorbeerkrone umkränzt, alles in Anspielung auf seine jetzige Liebhaberei für die orientalische Poesie." Aber auch in Willemers Stadtwohnung, dem Haus „Zum roten Männchen", traf man sich zu geselligen Abenden mit den Freunden. Da sang Marianne „mit ganz besonderem Affekt und Rührung" Goethesche Lieder, er selbst las alte und neue Gedichte vor.

Der „Westöstliche Diwan", von dem die Suleikalieder nur einen kleinen Teil bilden, genießt ganz zu Unrecht den Ruf einer schweren, kaum verständlichen Dichtung. Und doch gibt es in weitem Umkreis der deutschen Literatur kaum ein Werk, das so reich gesegnet wie ein strahlender Herbsttag Alterswesisheit mit Jugendgefühl aufs harmonischste verbindet. Die orientalische Maskerade kann den Genuß nicht trüben; allzusehr sind dem Dichter selbst die Gärten von Schiras eins geworden mit den stillen Auen um die Gerbermühle. Die Nacht von 17. auf 18. September war die letzte, die er in der Heimat verbrachte. Er zog nach Heidelberg, um dort wie im Vorjahre Boisserées altdeutsches Gemälde zu studieren. Und während er sehnsüchtige Lieder in Gedanken zurückschickte in die Gerbermühle, hat ihm Marianne solche nachgesendet. Es sind so köstliche Perlen deutscher Lyrik, daß sie Goethe mit Recht in den „Diwan" aufnahm. Lange Jahre galten sie für sein eigen, bis Marianne, damals schon ein altes Mütterchen, Hermann Grimm die Urheberschaft verschämt eingestand; es sind im ganzen vier Gedichte, denen Goethe diese Ehre widerfahren ließ, darunter das ganz köstliche:

„Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?",

das ihm Marianne nach Heidelberg nachsandte. Aber sie selbst ist mit dem Gatten dem Dichter bald gefolgt. Auf der Schloßterrasse in Heidelberg haben sie glückliche Stunden verlebt. Es war ja nicht eine jugendlich überschwänglich zugreifende Leidenschaft, nur ein inniges Versenken von Seele in Seele. Das schönste Denkmal hat Goethe dieser Liebe gesetzt in dem Gedicht „Gingo biloba". Schon in Frankfurt hatte er der Freundin ein tiefeingekerbtes Blatt jenes japanischen Baums geschickt „man weiß nicht", ob es eins ist, das sich in zwei Teile teilt, oder zwei, die sich in eins verbinden":

„Dieses Baums Blatt, der von Ost-n
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?

Solche Fragen zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?"

Am 30. September reiste Marianne wieder ab. Der Abschiedsschmerz ließ alle Vermummungen sprengen. Höchst durchsichtig erklangen die Verse des Dichters (man beachte, wie sich „Goethe" auf „Röte" reimt!):

„Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand".

Aber es scheint, mit diesem Abschied kam Goethe die Besinnung darüber, an welchem Abgrund er vorbeigewandelt. Allerhand äußerliche Unzuträglichkeiten kamen dazu. Karl August kam in Begleitung von Karole Jagemann, der Goethe seine Aufwartung machen mußte. Er fühlte sich plötzlich sehr unwohl, dachte sogar daran sein Testament zu machen, und fuhr in Begleitung Boisserées ab, aber nicht über Frankfurt, sondern über Würzburg. „Und nun nimmt's mich bei Schopfe und führt mich über Würzburg nach Hause", schreibt er lakonisch an Mariannes Stiefschwester. Und in einem gleichzeitigen Brief an Willemer steht die Aufklärung, die freilich nur Marianne voll verständlich sein konnte: „Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse".

Das Faustwort „Entbehren sollst du, sollst entbehren", hat für den gereiften Dichter seine Schrecken verloren. „Entsagen" heißt jetzt der Grundzug seines Wesens. Schon in den „Wahlverwandtschaften" verspürbar, hat es den reinsten Ausdruck gefunden in den „Wanderjahren", die ja den Untertitel tragen „Die Entsagenden". So hat sich auch Goethe in diesem Winter schmerzlich durchgerungen. Seine Briefe erzählen freilich wenig davon; meist sind sie diktiert und „ostensibel", wie Goethe zu sagen pflegte. Im nächsten Sommer fühlte er sich über jede Versuchung erhaben und stark genug, die Geliebte wiederzusehen. Er reist ab, aber schon nach ein paar Meilen stürzt der Reisewagen um; Goethe sieht darin eine Vorbedeutung. Er unterbricht die Reise und geht nach Karlsbad. Die äußerlich kühlen Briefe lassen von dem Verzicht nichts merken. Nur einmal, vier lange Jahre später, wird er im tiefsten aufgewühlt. Da erscheint unangemeldet Willemer bei ihm in Weimar; Goethe glaubt Marianne hinter ihm auftauchen, zu sehen — aber Willemer ist allein! Da schreibt er eigenhändig an Marianne: „Soll ich wiederholen, daß ich dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward, was er uns so gern und edel gönnt. Nun, da du sagst, und so lieblich, daß du mein gedenkst und gern gedenken magst; so höre doppelt und dreifach die Versicherung, daß ich jedes deiner Gefühle herzlich und unablässig erwidere . . . Zum Schluß noch den frommen liebevollen Wunsch: Ei ja, wären wir da!"

Der Briefwechsel hat sich darnach freundschaftlich hingezogen, von der alten Leidenschaft ist nicht mehr die Rede. Goethe bittet um allerlei Gefälligkeiten, um Uebersendung von Artischoken, von Frankfurter Senf und dergleichen Kleinigkeiten. Marianne nimmt teil an den Bestrebungen des Alten, an seinen Untersuchungen zur Farbenlehre und so fort, sucht ihm Teppiche aus, übersendet ihm einmal ein schön geschliffenes Glas aus Baden-Baden. Aber in all diesen Briefen, die oft durch weite Zeitabschnitte voneinander getrennt sind, glänzt die Erinnerung an jene glücklichen Tage am Main und am Neckar.

Endlich hielt es Goethe für an der Zeit, sein Haus zu bestellen. Er schreibt Marianne im Februar 1832: „Indem ich die mir gegebene Zeit ernstlich anwende, die grenzenlosen Papiere, die sich um mich versammelt haben, um sie zu sichten und darüber zu bestimmen, so leuchten mir besonders gewisse Blätter entgegen, die auf die schönsten Tage meines Lebens hindeuten; dergleichen sind manche von jeher abgesondert, nunmehr aber eingepackt und versiegelt. Ein solches Paquet liegt nun mit Ihrer Adresse vor mir, und ich möchte es Ihnen jetzt gleich, alles Zufälligkeiten vorzubeugen, zusenden; nur würde ich mir das einzige Versprechen ausbitten, daß Sie es uneröffnet bei sich, bis zu unbestimmter Stunde, liegen lassen! Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl, das wir gelebt haben; dies sind die schönsten Dokumente, auf denen man ruhen darf".

Die „unbestimmte Stunde" nahte bald. Eckermann teilte Marianne in kurzen schlichten Worten die näheren Begleitumstände des Todes mit. Mit welchen Gefühlen mag Marianne das Paket, das ihre Briefe und andere Erinnerungen enthalten, geöffnet haben. Obenauf lag ein kleines Päckchen, eingehüllt in blaues Packpapier, das die Adresse und die Anweisung trägt „aufzubewahren". Und da fiel ihr ein gerändertes Stammbuchblatt entgegen mit den eigenhändigen Zeilen Goethes, die er vor Jahresfrist niedergeschrieben:

„Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Lieder wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit."